

Einleitung

Wer Klaus Engelhardt auch nur ein wenig kennt, weiß um seine sich selbst zurücknehmende Bescheidenheit. So sehr dieser Wesenszug persönlich einnehmend ist, so wenig lässt er es zu, an der eigenen Bedeutung in der jüngeren Geschichte des Protestantismus mitzuschreiben. Umso dankbarer waren die Herausgeber – und werden es auch die Lesenden sein –, dass Klaus Engelhardt sich nach einigen Vorgesprächen bereitgefunden hat, mit uns autobiographische Interviews zu führen. Und obwohl wir uns schon kannten, da Engelhardt noch Landesbischof bei unserem Eintritt in den kirchlichen Dienst war und Ulrichs über Jahre in Durlach der Gemeindepfarrer des ehrenamtlich engagierten Ehepaars Engelhardt war, ist während der Interviews (geführt am 10. März, 11. April, 17. Mai, 23. Juni, 19. September 2016, 24. Oktober 2017) eine beglückende Vertrautheit entstanden. Wir beiden vor allem zeithistorisch interessierten Kirchenhistoriker waren natürlich gespannt auf die Erinnerungen und Einsichten eines wichtigen Zeitzeugen, aber es waren vor allem auch die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, die uns bewegt haben. Bei aller Differenziertheit und Kritik: Klaus Engelhardt hat einen liebevollen Blick auf die Menschen und hegt eine tiefe Dankbarkeit für das Leben.

Klaus Engelhardt schildert seine Kindheit und Jugend in der Kurpfalz, das Leben im Pfarrhaus und in der Gemeinde, Erfahrungen mit der Bibel, die verschiedenen Frömmigkeitsstile, aber auch die wirtschaftlich schwierige Zeit nach dem Kriegstod des Vaters 1944. Hier kommt viel badisches Lokalkolorit zum Vorschein, genauso wie bei seinen Erinnerungen an Studium und kirchliche Ausbildung, wo er als Angehöriger der Kohorte in Erscheinung tritt, die im hegemonialen Barthianismus die theologischen Diskurse erlebte. Da es keine ausführlichen Arbeiten zur badischen Kirchengeschichte nach 1945 gibt, liegt hiermit nun eine wichtige Quelle vor, die zahlreiche Themen und Personen in Erinnerung ruft.

Nach nur wenigen, aber glücklichen Jahren in der Karlsruher Studierendengemeinde führte Engelhardts Weg ins akademische Lehramt. Obwohl durch seine Dissertation als Patristiker ausgewiesen, war es vor allem der „Gebrauch“ der Bibel, den er seinen Studierenden nahe bringen wollte. Bereits in diesen Jahren wussten Zeitgenossen Engelhardts ruhige und konstruktive Vorgehensweise zu schätzen und wählten ihn in unruhigen Zeiten in ein Leitungsamt der Selbstverwaltung der Hochschule. Während andere durch Konfrontationen auf lange Zeit traumatisiert wurden, gelang es Engelhardt, im Gespräch mit allen zu bleiben – auch trotz eigener eindeutiger politischer Positionierung. Die Idee zu diesem Band ist entstanden, als wir Klaus Engelhardt 2015 als begeisternden Zeitzeugen im Rahmen eines oral-history-Projektes an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg erlebten.

Überraschend traf ihn 1980 das Ansinnen, er möge für das Bischofsamt zur Verfügung stehen. Ohne sich selbst in Stellung zu bringen und nach einem singulären Wahlprocedere übernahm er die geistliche Leitung der Evangelischen Landeskirche in Baden. Mit einer gewissen Scheu stellte er sich den vielen Aufgaben und

wirkte bis zu seinem Ruhestand weniger spektakulär, sondern oft seelsorgerlich und nachhaltig. Auch in diesem Amt gelang es ihm, das Gespräch untereinander zu fördern. Zu Recht wurde Engelhardt als ein „Pontifex“ bezeichnet, hat er doch viele Brücken gebaut: zwischen den verschiedenen theologischen Traditionen und kirchlichen Gruppen, zu denen, die es nicht leicht mit der Landeskirche und der kirchlichen Verwaltung hatten. Wer auch nur ein wenig die Akten und die Dokumente kennt, weiß, dass sich mit Engelhardts Amtsantritt der Ton geändert hat. Zahlreichen Herausforderungen hatte er sich zu stellen, seien sie existentieller Art wie beim Drama einer Kindesentführung, seien sie gesellschaftlich-politischer Art wie die Fragen der Atomkraft oder der Streichung des Buß- und Bettags. Auch in diesen Jahren gewann er durch seine Persönlichkeit das Vertrauen seiner Gesprächs- und Verhandlungspartner.

Durch die Partnerschaft der badischen Landeskirche mit der Berlin-Brandenburgischen Kirche und durch zahlreiche kirchlich-theologische Kontakte zu Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik hat der ausgesprochene homo politicus Engelhardt die friedliche Revolution in der DDR und die weltgeschichtliche Zäsur des Endes der Ost-West-Konfrontation erlebt. Es ist bemerkenswert, wie er bis in die Gegenwart damalige Ereignisse reflektiert und dabei auch zu anderen kirchenpolitischen Einschätzungen kommen kann. Offenkundig sah man damals in ihm auch den unersetzblichen Brückenbauer zwischen den östlichen und westlichen Landeskirchen: 1991 wurde er zum ersten gesamtdeutschen Ratsvorsitzenden der EKD gewählt. Noch stärker als vorher stand er im Licht der Öffentlichkeit und in aktuellen Auseinandersetzungen. Bewegende Reisen führten ihn nach Israel und besonders nach Lateinamerika. Er war gerade für die nicht einfache Zeit der ersten Jahre der „neuen“ EKD schlicht der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Engelhardt berief sich gerne – auch schon vor dem Jubiläum 1997 – auf das Diktum Philipp Melanchthons: „Wir sind zum wechselseitigen Gespräch geboren.“ Deshalb ist es nachgerade konsequent, dass Engelhardts Autobiographie im Interview entstanden ist. Die verschriftlichte Form ist natürlich nüchtern, als es das Gespräch gewesen ist. Für uns als seine Gesprächspartner sind es unvergessliche Stunden gewesen, die wir miteinander verleben durften. Und immer wieder brach auch die strenge Form des Interviews auf, so dass sich nicht nur Fragen und Antworten abwechselten, sondern ein wechselseitiges Gespräch entspann. Das lebendige Gespräch zeitigt gelegentlich auch Gedankensprünge oder gar -brüche. Die Lesenden werden die Lebendigkeit dieses Austausches zu schätzen wissen. Auf einen ausufernd gelehrt Apparat haben wir verzichtet, sondern nur wenige Anmerkungen hinzugefügt, wenn es sich um nicht allgemeinverständliche Dinge handelte. Auch sind wir sparsam mit weiterführenden Literaturangaben umgegangen und haben auf ein Gesamtliteraturverzeichnis verzichtet, zumal vieles leicht und rasch elektronisch recherchiert werden kann. Auf ein Personenregister konnten wir indes nicht verzichten.

Schließlich haben wir zu danken: stud. iur. Christian Bürky hat die Texterfassung ausgesprochen professionell und schnell erledigt, Lothar Bauerochse vom

Hessischen Rundfunk hat uns technisch ausgestattet, um die Interviews führen zu können, die Mitarbeiter des landeskirchlichen Archivs haben Material und Informationen zur Verfügung gestellt. Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh hat unkompliziert und großzügig für die finanzielle Absicherung dieses Projekts gesorgt, und der Verein für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden hat nie einen Zweifel daran gelassen, dieses besondere Zeugnis kirchlicher Zeitgeschichte durch die Aufnahme in seine Reihe zu seiner Sache machen zu wollen.

Der tiefste Dank gilt Klaus Engelhardt, dem so vieles anvertraut wurde (2. Tim. 3,14) und der nun seine Erinnerungen den Lesern und Leserinnen anvertraut. Auf jeder Seite dieser autobiographischen Gespräche ist zu spüren, welch ein dankbarer Mensch er ist – nicht umsonst lautet dann auch das letzte Wort unserer Gespräche „verdanken“.

Freiburg/Heidelberg, Januar 2018

Dr. Ulrich Bayer/Dr. Hans-Georg Ulrichs



Kapitel 1:

Kindheit, Jugend, Studium und Pfarramt (1932–1966)

I. Kindheit und Jugend (1932–1952)

Am 11. Mai 1932 sind Sie in einem kleinen Ort, im nordbadischen Schillingstadt geboren. Es war noch die Zeit der zu Ende gehenden Weimarer Republik. Was erinnern Sie von Ihrer frühen Kindheit, wie war das Elternhaus? Gibt es Erinnerungen von der Kindergarten- und Schulzeit – und wie hat die Zeit des Nationalsozialismus Sie geprägt?

Von den ersten Jahren in meinem Leben in Schillingstadt habe ich nur ganz wenige Erinnerungen, weil wir in meinem dritten Lebensjahr bereits nach Wiesloch bei Heidelberg kamen. Mein Vater¹ hatte dort die Pfarrstelle übernommen. Aus dieser ersten Schillingstädter Zeit erinnere ich mich vage an einen Bauern, der ein Auto hatte und der meinen Vater irgendwo hin chauffierte und ich mitfahren durfte. Sehr viel mehr habe ich im Blick auf Schillingstadt aus der frühen Kindheit nicht mehr in Erinnerung.

Das wurde anders nach dem Krieg. 1945 sind wir in drei Jahren hintereinander (1945/1946/1947) mit dem Fahrrad von Wiesloch nach Schillingstadt – ca. 90 km – gefahren, ich habe dort bei der Familie Weber, der Kirchendienerfamilie, bei der Ernte geholfen. Diese Familie hatte einen – wir würden heute sagen – „Vollerwerbsbetrieb“ von sieben Hektar! Im Stall standen drei Kühe. Mit diesen Kühen wurde die Ernte bewältigt, die Kühe zogen die Mähdreschmaschine, und ich hatte als Zwölf-, Dreizehn- und Vierzehnjähriger „Seile zu legen“. Ich ging neben der Mähdreschmaschine her und legte die aus Stroh gebundenen Seile neben die Garbenhaufen, die die Mähdreschmaschine abgeworfen hatte. Das war eine wunderbare Zeit. Schillingstadt gehört zum Bauland. Das ist Grünkernland, und Grünkern wird auf besondere Weise geerntet und bearbeitet. „Grünkern“ heißt so, weil das Getreide Dinkel noch nicht ausgereift ist. Die geernteten Ähren werden zur Darre gebracht. Das ist eine große „Pfanne“, die überdacht in den Feldern steht. Dort werden die Ähren hartgeröstet, eine Arbeit, die vielfach bei Nacht geschieht. Ich erinnere mich gerne daran, wie ich dann mit dem Bauern neben der Darre saß – der Duft ist mir heute noch in der Nase –, und er erzählte von früher. Diese Ferienwochen sind also meine zweite Schillingstädter Zeit.

Ein drittes Mal ist mir Schillingstadt in meiner aktiven Zeit als Landesbischof begegnet, denn es gehörte zu der Pfarrgemeinde Schillingstadt-Schwabhausen. Beim jahrelangen Streit um die geplante Daimler-Benz-Teststrecke wurde die

¹ Wilhelm Engelhardt (1899–1944) war von 1928 bis 1934 Pfarrer in Schillingstadt und ab 1934 Pfarrer in Wiesloch.

Gemeinde von der Frage „pro oder contra“ heftig hin- und hergerissen.² Mir ist eine Gemeindeversammlung in Erinnerung, das war kurze Zeit, nachdem ich 1980 Bischof geworden war. Ich bekam eine Einladung, ich solle dort, wo ich getauft worden war, einen Gottesdienst halten, die Gemeinde würde sich freuen. Der Schillingstädter Pfarrer, der zu den entschiedenen Gegnern der Teststrecke gehörte, hat mich an diesem Sonntagmittag mit Vertretern vom „Bundschuh“ zusammengebracht. An den Landesbischof wurde nicht nur hier das Ansinnen gestellt, politischer Lobbyist für die eine oder für die andere Seite zu sein. Einige Monate später bin ich mit Oberkirchenrat Wolfgang Schneider (1932–2008), der Gebietsreferent für diese Gegend war, noch einmal zu einer Gemeindeversammlung gekommen. Sie fand im Anschluss an den Gottesdienst in der Schillingstädter Kirche statt. Wie sie abließ, hat mich an die wildesten Vollversammlungen in der 1968er-Zeit an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg erinnert. Durch die Gemeinden ging ein tiefer Riss mit gegenseitigen feindseligen Ausbrüchen, wie ich es in diesem Ausmaß nicht mehr bei Gemeindekonflikten erlebt habe. Dass in den Gemeinden Schillingstadt und Schwabhausen nach Jahren wieder Friede einkehrte, ist dem langjährigen Dienst des Pfarrers Dr. Rudolf Landau zu danken. Ich erwähne dies, weil es eine Bestätigung dafür ist, dass intensiver Predigtspiel mit der Verkündigung von Gottes Wort Versöhnung schaffen kann.

Ihre Wieslocher Erinnerungen, Ihre Schillingstädter Erinnerungen als Kind vor 1945 sind auch geprägt von Armut und auch familiärer Verzweiflung, nachdem Ihr Vater gefallen war. Erinnern Sie sich noch an die Wieslocher Jahre ab 1935?

Im Spätjahr 1934 sind wir nach Wiesloch umgezogen. An die Wieslocher Jahre habe ich lebhafte Erinnerungen, weil wir dort bis zu meinem Studium lebten. In den 1950er Jahren ist meine Mutter mit uns vier Geschwistern nach Heidelberg umgezogen. Die Kindheit und die Jugendzeit habe ich im Wesentlichen in Wiesloch verbracht.

Da war zunächst der Kindergarten. Auch an die Kindergartenzeit habe ich noch eine lebhafte Erinnerung, weil wir eine wunderbare Diakonissenschwester hatten, vor der wir alle Respekt hatten – Schwester Amalie vom Diakonissenhaus Nonnenweier. Sie hatte die ganz große Gabe, biblische Geschichten zu erzählen. Das hat uns auch noch Jahre später gefesselt, weil sie die Jungschar für uns Jungen hielt. Ungewöhnlich, dass die Diakonissenschwester auch Jungschar hielt! Das Besondere war, dass sie biblische Geschichten nicht einfach bilderreich und anschaulich darstellte, sondern so erzählte, dass wir ahnten: Dies muss große Literatur sein, die wir gar nicht auf Anhieb fassen können. Schwester Amalie war das Charisma gegeben, die biblischen Geschichten selbst für uns Kinder so durchsichtig zu machen, dass wir spürten: Diese Geschichten, *einmal* zur Kenntnis genommen, sind dann nicht erledigt! Auf diese Geschichten kann man immer wieder aufs Neue zurück-

² Zum Streit um die Teststrecke vgl. Bundschuh e.V. (Hg.), *Bundschuh gegen Daimler-Benz – der Fall (der) Teststrecke Boxberg*, Bad Homburg 2015.

greifen. Ich kann das nur in dieser Weise umschreiben, aber es war für mich ein wichtiger erster Zugang zur Bibel und zu biblischen Geschichten.

Sie haben später in Ihrer Zeit als Theologieprofessor an der Pädagogischen Hochschule ein Schulbuch für die Grundschule verfasst, das Jahrzehntlang ein wichtiges Unterrichtswerk in ganz Baden-Württemberg war.³ Wenn ich Sie so erzählen höre von den biblischen Geschichten, die Sie zum ersten Mal von dieser Diakonisse im Kindergarten gehört haben: Kann es sein, dass die Liebe zur biblischen Geschichte und diese den Kindern weiterzugeben damals schon Grund gelegt wurde?

Ja, gewiss, das Interesse an den biblischen Geschichten wurde in diesen Jahren geweckt. Mein Vater war, solange er noch nicht als Soldat eingezogen war und ich ihn zuhause erlebte, tagsüber viel unterwegs, er machte viele Besuche. Aber am Abend kam er und setzte sich ans Bett und fragte: „Welche Geschichte soll ich dir heute aufschlagen?“ Neben dem Bett lag die Schnorr-von-Carolsfeld-Bibel, die Bilderbibel in zwei schmalen Bänden. Ich habe jedes Mal „David und Goliath“ verlangt, denn das Bild zu dieser Geschichte hat mich besonders beeindruckt: David mit der Schleuder und der überlebensgroße Goliath. Das war eine interessante Erfahrung: Es wurde mir nicht langweilig, wenn der Vater dies immer und immer wieder erzählen musste. Diese Begegnung mit der Bibel war sicher auch ein wesentlicher Grund dafür, dass es für mich dann später immer problematisch und schwierig war, biblische Texte lediglich als Versatzstücke für problemorientierte Fragestellungen zu benutzen, vor allem als wir an der Pädagogischen Hochschule die neuen Curricula entwarfen und die Frage im Vordergrund stand, welche Rolle die Bibel dabei spielen sollte. Biblische Texte haben einen weiteren Atem, als dass sie wie aus einem Steinbruch als Einzelteile aus dem Ganzen des biblischen Kontextes heraus gebrochen und benutzt werden sollten. Nähe zur Bibel und Freude an der Bibel wurden mir nach der Konfirmation bis zum Studienbeginn in dem intensiv erlebten „Jünglingsverein“ vermittelt, der zur AB-Gemeinschaft⁴ gehörte. Wir hatten über Jahre am Samstagabend bei Prediger Grieser unsere Bibelstunde, gingen am Sonnabendmittag in die „Stund“, haben danach oft miteinander gesungen und trafen uns auch noch unter der Woche zur Gebetsgemeinschaft und im Posaunenchor. Eine intensive Zeit!

3 Klaus Engelhardt, Dieter Haas u.a., Vieles ist anders. Ein Buch für den Religionsunterricht mit Bildern von Barbara Daling und Reinhart Herrmann, Lahr/Frankfurt a.M. 1979.

4 Die AB-Gemeinschaft ist eine 1849 in Baden gegründete pietistische Gemeinschaft. Ihr ursprünglicher Name lautet: Evangelischer Verein für Innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses (kurz: AB-Verein). Er unterhält heute Gemeinschaften in ca. 250 Orten Badens.

Wie würden Sie die Frömmigkeit dieser Nonnenweierer Schwester beschreiben?

Wir sind uns später, als die Kindergartenzeit längst vorbei war, immer wieder begegnet. Schwester Amalie war eine eher strenge Frau, die uns aber in keiner Weise vor Gott Angst machte. Sie war in ihrer pietistischen Frömmigkeit uns Kindern liebevoll zugewandt.

Welche anderen Aufgaben hatten die Schwestern?

Wir hatten neben den Schwestern aus dem Kindergarten auch eine Station von Schwestern, die den Gesundheitsdienst besorgt haben. Ich erinnere mich an Folgendes: Wenn Führerreden im Radio übertragen wurden – wir hatten im Pfarrhaus ein Radio, ein almodisches Gerät, aber das war damals etwas Besonderes –, dann kam Schwester Ida mit ihrer Kollegin und hörte sich bei uns die Führerreden an. Ich ahnte, dass da etwas Besonderes vor sich ging – mehr habe ich nicht begriffen.

Etwas zu Ihrem familiären, persönlichen Hintergrund: Sie sind in einem Pfarrhaus aufgewachsen, das heißt Ihr Vater war Pfarrer in Wiesloch bis zum Kriegsbeginn. Was erinnern Sie von Ihrem Vater?

Zunächst was den Vater angeht: Wenn ich als Kind gefragt wurde, was ich werden wolle, dann habe ich geantwortet: „Pfarrer, Doktor und Lehrer!“ Das waren für mich nicht drei verschiedene Berufe, sondern so habe ich meinen Vater erlebt. Pfarrer: Wir wohnten direkt neben der Kirche. Mein Vater hatte eine laute Stimme. Wenn ich am Sonntag während des Erwachsenengottesdienstes im Pfarrhaus in meinem Zimmer saß und im Sommer die Kirchentüren aufstanden, dann hörte ich jedes Wort, das er von der Kanzel sprach. Das hat mir Eindruck gemacht. Doktor: Mein Vater machte viele Krankenbesuche. Wir hatten in der Nachbarschaft eine alte Frau, die unter sehr ärmlichen Bedingungen leben musste. Zu ihr ist er oft hinübergegangen, und dann hörte ich ihn von dort einen Choral singen. Das gefiel mir. Lehrer: Ich durfte ihn immer wieder zur Schule begleiten, wo er Religionsunterricht hielt. Da ging ich stolz neben ihm her.

Mein Vater war eine starke Persönlichkeit. Er ist gleich am ersten Kriegstag 1939 eingezogen worden. Er war Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg gewesen, hatte Notabitur gemacht, ist 1917 noch eingezogen worden und war in England einige Zeit als Kriegsgefangener. 1939 – er gehörte zur Kavallerie und war Gefreiter – ist er sofort eingezogen worden und hat den Frankreich-Feldzug mitgemacht. Dann wurde er auf Betreiben der Landeskirche entlassen, weil Landesbischof Julius Kühlewein (1873–1948) erklärte: „Wir brauchen Pfarrer zuhause!“ Mein Vater hat sich aber nach kurzer Zeit wieder zum Militär gemeldet. Er wollte Militärseelsorger werden – Kriegspfarrer, wie das damals hieß.

Mein Vater war Pfarrerssohn. Sein Vater (Wilhelm Engelhardt sen.) war von 1905 bis 1925 Pfarrer in Ladenburg. Bei ihm war er, nachdem er in den 1920er

Jahren sein 2. Examen gemacht hatte, als Vikar gewesen. In der Zeit meiner Leistungsverantwortung hätten wir im Evangelischen Oberkirchenrat niemals den Filius als Vikar zum eigenen Vater geschickt! Mein Vater war dann, bevor er nach Schillingstadt kam, als Vikar in Heidelberg-Handschuhsheim an der Friedenskirche. Aus dieser Zeit wurde immer wieder der Name Gilg in unserer Familie genannt: Hermann Julius Eduard Gilg (1869–1941) war von 1910 bis 1929 Pfarrer an der Friedenskirche Handschuhsheim. Mein Vater sprach mit Verehrung von ihm, seinem Chef.

Ich habe meinen Vater während des Krieges nur im Urlaub erlebt. Das waren Hoch-Zeiten, wenn er Urlaub hatte und zwei oder drei Wochen zuhause war. Ich war dann überglücklich. Kaum war er angekommen, legte er die Uniform ab, zog Zivil an und machte Besuche in der Gemeinde, bei denen ich ihn manchmal begleiten durfte.

Und was erinnern Sie von Ihrer Mutter und wie war das Zusammenleben mit Ihren Geschwistern?

Als meine Mutter 1979 überraschend mit knapp 75 Jahren starb und in Handschuhsheim auf dem dortigen Friedhof beerdigt wurde, hat Pfarrer Karl Friedrich Bender (1926–2008) als Text für die Beerdigung das Psalmwort gewählt: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“ (Psalm 62,2) Da hatte er ins Schwarze getroffen. Das Psalmwort charakterisierte sie sehr gut. Ich habe sie in der Zeit, als 1944 mein Vater gefallen war, in all der Traurigkeit erlebt. Sie hat aber viel von der Trauer und dem Leid, das sie ganz persönlich erfahren spürte, für sich behalten. An Weihnachten stand das Bild des Vaters unter dem großen Christbaum. Unsere Mutter hatte auf eine wunderbare Weise fertig gebracht, dass wir vier Geschwister – ich habe drei Schwestern, eine ältere und zwei jüngere – nicht in einer düsteren Kindheit aufwachsen mussten. Vor einiger Zeit habe ich in Unterlagen entdeckt, was unsere Mutter als Gehalt bekam, und da konnte ich nur staunend fragen, wie sie uns mit einem so geringen Betrag nicht nur durchbringen, sondern uns eine sorglose Kindheit bereiten konnte.

Wie wurde die Familie nach dem Tod des Vaters versorgt? Gab es eine Witwenrente oder hat die Mutter gearbeitet?

Nein, sie hat nicht gearbeitet, sondern wir lebten von der Witwenrente, die sie für meinen Vater erhielt. Das war wenig, aber wir hatten nie das Gefühl, dass wir ums Überleben kämpfen mussten. Dazu war meine Mutter lebenstüchtig genug, um uns dieses Gefühl zu ersparen. 1945 hat sie sich gleich nach Kriegsende aufs Rad gesetzt und ist die 90 km nach Schillingstadt gefahren und kam nach einigen Tagen wieder zurück, bepackt mit Mehl, mit Grünkern, mit Speck und Eiern. Kurzum: Sie verstand zu organisieren. Wovon sie lebte, wovon wir lebten, das war die karge Rente. Aber es genügte.

Noch einige Fragen zu Wiesloch. Wie hat ihr Vater in der Gemeinde agiert? Wie war es mit den NS-Leuten vor Ort, der Einfluss der Hitler-Jugend zum Beispiel? Wie wurde die Gemeinde versorgt, als der Pfarrer „im Feld“ war?

Um bei dem Letzten anzufangen: Neben meinem Vater war der damalige Dekan für den Kirchenbezirk Oberheidelberg – Wiesloch war der Sitz des Dekanats – Hermann Dürr (1892–1964), seit 1928 Pfarrer in Wiesloch. Er war während des Krieges nicht zum Militär eingezogen worden. Aber da Wiesloch eine große Gemeinde war, bekam er zur Entlastung eine Vikarin, Liselotte Fuß (1919–2004).⁵ Sie gehörte zu den „Pfarrerinnen“, die mich beeindruckt haben, obwohl sie damals nicht Pfarrerin sein durfte. Sie hat nicht nur den Kindergottesdienst, sondern auch die Gemeindegottesdienste am Sonntagmorgen gehalten. Sie ist vor wenigen Jahren (2004) hochbetagt in Karlsruhe gestorben. Es war für mich bewegend, bei der Beerdigung dabei zu sein, weil sie für mich Repräsentantin jener Theologinnengeneration gewesen ist, die um ihre Ordination kämpfen mussten. Ich erinnere mich an einen Gottesdienst mit Frau Fuß an Karfreitag 1945 nachmittags um 18 Uhr. Während des Gottesdienstes gab es Raketenbeschuss und große Aufgeregtheit in der Kirche. Ich sehe noch Frau Fuß im Talar auf der Kanzel stehen. Sie sprach die Predigt zu Ende, beruhigte die Gemeinde, sprach ein Gebet und den Segen. Da erlebte ich, was „Trostamt“ im Dienst von Pfarrerinnen und Pfarrer sein kann.

Die Amerikaner waren im Kommen, es wurde in der Stadt diskutiert, ob Wiesloch verteidigt werden solle. Wir hatten im Hof auf dem Leiterwagen alles schon gerichtet, um in den Weinbergen Schutz zu suchen. Für den Fall, dass Wiesloch verteidigt werden würde, war das Verbleiben in den Häusern und Kellern zu gefährlich. Aber dann entschied der NSDAP-Ortsgruppenleiter Hermann Stöckinger, dass auf dem Kirchturm die weiße Fahne gehisst werden solle.⁶

Waren Sie auch an Auseinandersetzungen mit NS-Leuten vor Ort beteiligt oder Mitglied der Hitler-Jugend?

Ja, ich war in der Hitler-Jugend und meine ältere Schwester beim Bund Deutscher Mädel (BDM). Eines Tages kam der Jungstammführer mit zwei Begleitern aus Heidelberg. Sie wollten mich gerne auf eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) schicken, und ich sollte mich vor diesem Dreiergremium vorstellen. Ich wurde u.a. gefragt: „Wer hat Grimms Märchen verfasst?“ Ich wusste, dass sie nicht

5 Vgl. Hilde Bitz, Art. Liselotte Fuß, in: Lexikon früher evangelischer Theologinnen. Biographische Skizzen, Neukirchen-Vluyn 2005, S. 124.

6 Nachdem die US-amerikanische Armee am 29. März 1945 bei Mannheim den Rhein überquert hatte, kam es in der Folge zu einer raschen Besetzung der Kurpfalz. Wiesloch geriet am Karlsamstag, dem 31. März 1945, unter amerikanischen Artillerie-Beschuss, am Tag darauf wurde die Stadt kampflos übergeben. Vgl. Volker Kronemayer, Die Industrieentwicklung Wieslochs vom Anfang bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Industriegeschichte Wieslochs im Spiegel der Akten des Stadtarchivs, in: Wiesloch. Beiträge zur Geschichte, Band 1, hg. vom Stadtarchiv Wiesloch, Ubstadt-Weiher 2000, S. 197–224, hier: S. 221.

von den Gebrüdern Grimm verfasst worden waren, sondern dass diese sie gesammelt haben. Das hat Eindruck gemacht. Ich wurde weiter gefragt: „Welchen Beruf hat dein Vater?“ Meine Antwort war: „Pfarrer“. Sofort kam die nächste Frage: „Evangelischer oder katholischer Pfarrer?“ Als ich es zuhause meiner Mutter erzählte, brach sie in lautes Gelächter aus. Jetzt erst begriff ich, wie dumm die Frage war.

Mein Vater, der „im Feld“ war und den meine Mutter informierte, hat sich sofort mit einem Brief an den Wieslocher Jungstammführer gewandt und ihm klar gemacht, dass eine Aufnahme in eine Napola nicht in Frage komme.

Mein Vater hat fast täglich an meine Mutter geschrieben. Man merkt den Briefen an, wie er ihr geradezu beschwörend dafür dankbar war, dass sie verstehe, warum er diesen Weg gewählt hat: „Meine Gemeinde, das sind die Soldaten“ – das hat er immer wieder betont. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr frage ich: Was hat den Vater dazu getrieben, sich wieder zum Militär zu melden, dieses Mal als Kriegspfarrer? Er hatte eine junge Frau, und er hatte vier Kinder. Meine ältere Schwester Gisela war 1939 zu Beginn des Krieges 10 Jahre alt, ich war 7 Jahre, Christa 4 Jahre und Ruth war 1 Jahr alt. Waren für den Vater die Auseinanderset-



Bild 1: Familie Engelhardt während eines Fronturlaubs des Vaters, 1940 (Foto: Privat)